

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 5

Artikel: Mit sechzig Jahren : an Carl Burckhardt
Autor: Curtius, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LUDWIG CURTIUS

MIT SECHZIG JAHREN

An Carl J. Burckhardt

Vor mehr als einem halben Jahrhundert entdeckte ich auf meiner zweiten Italienreise in Mailand ein kleines Albergo, in dem ich nachher oft wieder einkehrte. Es war das Albergo Piacenza. Es lag an der großen Palastraße, die vom alten, heute aufgegebenen Bahnhof in die Stadt führte. Heute steht an seiner Stelle eine Autoremise.

Damals wies mir die Padrona, eine bäuerliche Frau mit strengen Gesichtszügen, hinter denen aber bald ein mütterlich sorgendes Gemüt zum Vorschein kam, ein sauberes, geräumiges Zimmer im ersten Stock an, dessen Boden aus roten Tonfliesen bestand. Strohmatte an Stelle von Teppichen. Die beinahe asketische Einfachheit, wie sie zum italienischen Lebensstil gehörte, war ganz nach meinem Sinn. Sooft ich wiederkam, erhielt ich dieses Zimmer. Jedesmal frug ich nach dem Preis. Jedesmal war die Antwort: «Una lira, signore.»

Die Räume zu ebener Erde dienten zwei Klassen von Gästen. Im vorderen größeren, in dem der Schanktisch stand, tranken Fuhrleute und Arbeiter ihren Schoppen Wein vom Gardasee, oft humorvolle Leute, aus deren knappem mailändischem Dialekt ich mit Mühe einige gesalzene Sprichwörter aufpickte.

Das hintere Zimmer aber gehörte mit seinem immer gleich glänzenden weißen Tischzeug und seinen weißen Schonungsüberzügen auf den gepolsterten Plüschsofas und Stühlen den eigentlichen Hotelgästen. Es war jedesmal die gleiche Gesellschaft: Kleiner Adel und aufstrebende Industriebourgeoisie der Lombardei. Es herrschte feine, liebenswürdige italienische Sitte. Ergraute oder im Hause weiß gewordenen Kellner bedienten und behandelten jeden wie einen alten Freund. Ohne viel Zeremonien lernte man sich gegenseitig kennen.

Eines Abends saß mir gegenüber ein Fabrikantenehepaar aus Lodi, neben mir an der Wand ein alter Herr mit schwarzen, lebhaften Augen in dem glattrasierten, zartgeschnittenen blassen Gesicht, aus dem er sein weißes Lockenhaar nach hinten gestrichen

trug. Jenes Paar, das nachher von sich bekannte, daß es kinderlos sei, hatte ein Wachtelhündchen bei sich, das sofort mein hundefreundliches Herz entdeckte und geschäftig zwischen den Tischen hin und her lief, um da und dort einen Bissen zu ergattern. So entspann sich über die Tische hinweg ein Gespräch über Wesen und Klugheit der Hunde, zu dem jeder seine Erfahrungen beisteuerte.

Nachdem jenes Ehepaar sein Mahl beendet und mit freundlichem Gruß sich verabschiedet hatte, ergriff der Greis neben mir, der bis dahin geschwiegen hatte, das Wort und sagte: «Es gibt noch klügere Tiere als den Hund.» Ich frug: «Welche?» «Da ist beispielsweise der Esel, dessen Name man gedankenlos gebraucht, um ihn einem dummen Menschen an den Kopf zu werfen. Ich habe mir in Aegypten als herumziehender Kaufmann mein Vermögen erworben. Einmal, auf der Rückkehr von einem Fellachendorf nach Kairo, verirrte ich mich mit meinem Esel nachts in der Wüste, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich in den Sand zu strecken und mich und den Esel gegen die Kälte je mit einer der beiden Wolldecken, die ich bei mir hatte, zuzudecken. Ich war sehr müde und schlief bald ein. Aber mitten in der Nacht weckte mich ein rauher, feuchter Windstoß, der über mein Gesicht strich. Ich rieb mir unter dem blitzenden Sternenhimmel die Augen und forschte nach dem Wind, um mich gegen ihn zu schützen. Aber die Wüste war windstill. Es war nicht der Wind, der mich so rauh geweckt hatte, sondern es war die rauhe Zunge meines Esels, die über mein Gesicht strich. Ihm war die Decke herabgerutscht, ihn fror und er weckte mich, auf daß ich ihm wieder seine Decke auflege.»

Vom Esel kam der liebenswürdig gesprächige Mann auf andere ägyptische Abenteuer, bei deren Schilderung seine humorvolle Lebenslust aufleuchtete. Wir bestellten jeder ein neues Viertel Bardolino, und als ich ihm meine Bewunderung nicht nur seines guten Gedächtnisses, sondern auch der Heiterkeit wegen ausdrückte, mit der er auf sein Leben zurückblickte, begann er mit der nicht gelehrt, aber natürlichen Philosophie, die seinem Volke eigen ist, sich so auszulassen:

«Die meisten erklären die Jugend als den schönsten Teil des Lebens und jammern, wenn dieser vorbei ist. Aber das ist ein Irrtum. Die Jugend ist gar nicht der schönste Teil des Lebens. In ihr ist der Mensch von lauter unbestimmten Leidenschaften, Sehnsüchten und Wallungen gequält und schwankt hin und her. Er kennt weder sich noch die Welt. Erst mit fünfzig Jahren ist man so weit, sich selbst mit seinem Können und Vermögen, aber auch mit seinen angeborenen Unzulänglichkeiten, die zu jedem Menschen gehören, erprobt zu haben. Erst dann können wir das Steuer unseres

Lebens fest in die Hand nehmen und es ausrichten nach dem Gesetz unseres Wesens. Und erst mit sechzig haben wir den Ueberblick über die Welt, der uns ganz frei und glücklich macht.»

Damals in Mailand war ich ein junger Mensch und wußte dieser Lebensweisheit, die ich halb ungläubig aufnahm, nichts zu erwidern. Aber als ich fünfzig und sechzig wurde, habe ich mich immer wieder an sie erinnert und aus der eigenen Erfahrung ihre Wahrheit eingesehen.

Nun könnte man diese Geburtstagsbetrachtung auch mit Rankes Wort beginnen: «Historiker ist man erst mit sechzig Jahren.» Diese Aeußerung ist erstaunlich für den großen Geschichtschreiber, der doch auch heute noch geltende Meisterwerke viel früher geschrieben hat. Und dazu mag uns Droysen einfallen, der seinen «Alexander der Große» und seinen «Hellenismus» lange vor seinen Sechzig verfaßt hat. Aber mir scheint Rankes Wort doch den gleichen Sinn zu haben, wie das Wort des alten Herrn im Albergo Piacenza. Er meint gewiß nicht nur die Beherrschung des historischen Metiers der Aktenbenutzung und der auf ihr aufgebauten Darstellung, wie sie die Erfahrung erst mit sechzig Jahren ermögliche, sondern er röhmt die sechzig Jahre, weil mit ihnen erst der weite Blick über Leben, Menschen und ihre Schicksale erreicht sei, der zum echten Historiker gehöre.

Und damit wäre der erste Teil meines Glückwunsches absolviert. Er lautet: Für den Historiker ist der sechzigste Geburtstag ein Glückstag. Denn mit ihm ist er erst, was er sein will.

Nun aber sind sechzig Jahre nicht in jedem Jahrhundert, nicht in jedem Lande das Gleiche. Wenn wir die herrlichen griechischen Grabreliefs überblicken, die nicht ein Bild der wirklichen griechischen Existenz, sondern einer idealen, dessen, was man sein wollte, was freilich auch etwas Wirkliches ist, wiedergeben, so fällt uns auf, daß alte Männer ganz selten, nur in ein paar Ausnahmen, darauf erscheinen. Als ob alle vor Sechzig gestorben wären. Wenn Ehegatten, Familienväter geschildert werden, so sind es Vierziger in voller männlicher Kraft, vielleicht auch ein Fünfziger noch blühenden Leibes, mit vollem Haar und gepflegtem Bart. So sehr galt der Preis der vollkommenen Schönheit, daß sich der Künstler die Schilderung von Abstieg und Verfall versagte. Die Melancholie des Alters überließ man den Dichtern.

Im Römischen das Gegenteil. Die Reihe großartiger römischer Porträts aus dem letzten Jahrhundert der Republik, die wir besitzen, gilt vornehmlich dem Alter von sechzig ab bis zu den hohen Siebzigern. Im Griechischen vor dem Hellenismus müssen wir die alten Männer suchen. Vom Römischen vor Augustus müssen wir be-

kennen, daß wir kaum wissen, wie ein junger Römer ausgesehen hat. Im Römischen ist das Porträt ein Recht, das nur die staatliche Amtspersönlichkeit besitzt. Im Griechischen wird das Alter nicht mehr, im Römischen der junge Mann noch nicht für voll genommen. Jene ausgezeichneten römischen Porträts, die wir nur in Ausnahmefällen benennen können, sind gewiß zum größten Teil Bilder von Senatoren. Senatus, senex, der Greis. Der römische Senat ist die den Staat leitende Körperschaft von Greisen. Die senectus aber, das römische Greisenalter, beginnt mit sechzig Jahren.

Hier hat unser Problem eine neue Facette. Wo unter den modernen Sechzigern ist ein Greis? Gewiß gibt es auch jugendliche Greise heute, so, wie es sie immer gegeben hat. Aber diese pathologischen Ausnahmen gehen uns hier, wo wir das geschichtlich Normative aufsuchen, nichts an. Sooft ich Goethes Novelle «Der Mann von fünfzig Jahren» lese, finde ich ihren Helden zu frühe so resigniert. Kein Zweifel, im Unterschied noch vom 19. Jahrhundert, in dem die Männer rascher alterten, gehört zum zwanzigsten ein später und wenig alternder Mensch. Wer wollte die ungefähr Gleichaltrigen, den in der Mitte der Siebzig stehenden Churchill, den deutschen Bundeskanzler und Thomas Mann als Greise, was sie doch nach römischem Brauch sicher sind, ansprechen? Nach ihm wäre auch Wilhelm Furtwängler, der große deutsche Musiker, ein Greis. Muß, wer ihn jetzt in Salzburg Mozarts Figaro, Verdis Othello und Bruckners Fünfte Sinfonie hat dirigieren hören und sehen, nicht, wenn er das vernimmt, lachen? Also gilt von dem heutigen Sechziger das Wort Hofmannsthals: «Unser Alter ist sich verwandelnde Jugend.»

Leben ist aber nicht bloß Sein und Zustand, sondern auch individuelles Tun und gesellschaftliche Funktion. Diese zweite ist für den Historiker, den Sechziger von 1951, eine andere, als sie es noch für den von 1941 oder gar für einen fünfzig Jahre früher gewesen ist. Vor fünfzig Jahren war die moderne Weltkrise in ihrer ganzen Tiefe und Vielfalt nicht entfernt auch nur zu ahnen. Ja, auch noch 1941 war sie noch nicht so die ganze Erde umfassend, noch nicht so klaffend in ihren Gegensätzen sichtbar. Ja, manche glaubten, ihre Heilung erhoffen und herbeiführen zu können.

Da hat der Historiker von sechzig Jahren eine besondere Aufgabe. Er ist Mittler und Vermittler. Wer zwischen dem ersten und zweiten Weltkrieg sechzig wurde, der gehörte noch so sehr dem 19. Jahrhundert an, daß er von dem schon lange schwälenden Weltbrand zwar erschreckt, ergriffen und betäubt, aber in den Grundfesten seines Wesens kaum aus den Angeln gehoben werden konnte. Wer aber 1951 sechzig wird, der hat die Sprache des ratlosen Entsetzens und der lähmenden Angst gelernt, die zu unserer Zeit gehört.

Aber wenn er, 1891 geboren, in Basel auf das Gymnasium gegangen und vor 1914 deutsche Universitäten besucht hat, dann hat er so viel Humanistengeist in sich aufgenommen, daß er ihn an das neue Zeitalter weitergeben kann, das ihn verlernt hat. Mit der atonalen Musik, der gegenstandslosen Malerei und Plastik und der die Freiheit des Individuums leugnenden kommunistischen Theorie scheint freilich die Periode der europäischen Renaissance beendet, deren Glaube die rationale Herrschaft des Menschen über die Welt und deren Ziel ein halbes Jahrtausend lang die Ordnung des Chaos durch Gestaltung war. Aber das scheint nur so. In der Krise, nicht in der Kirchhofsruhe besteht das eigentliche Leben der Menschheitsgeschichte. Die moderne Krise ist nur eine Durchgangsphase zu einer neuen Renaissance des selbstbewußten Geistes der Freiheit und zu neuer Ordnung der Welt durch große Symbole. Ihr Prozeß mag lange dauern. Aber er bedarf zu seiner Genesung der großen Mitternaturen, die nach dem Beispiel des Erasmus beiden Zeitaltern angehören und den Geist der alten Renaissance hinüberretten in die Neue.

Ein geistiger Basler hat noch eine andere Mittleraufgabe. Als deutscher Schweizer steht er konfliktfreier zu seinem französischen Nachbar als der Deutsche des Reichs, der die Verwirrung seiner Soll- und Habenposten auf seiner Abrechnung mit Frankreich seit einem Jahrtausend nicht zu ordnen weiß. Ohne Frankreich kann er nicht leben. Aber wie soll er mit ihm leben? Auch hier findet der Sechziger von 1951, der Geschichtschreiber Richelieus, der Kenner Rodins und seiner Umwelt, der heute in Versailles in einem Schloßchen und Park lebt, wie ein Herr des *ancien régime*, eine Situation vor, wie kein früherer Sechziger. Er bedarf keines Rats.

Endlich hat er noch eine dritte Vermittlerrolle. Der große Thukydides hat seine Geschichte des Peloponnesischen Krieges als mit erlebender, mithandelnder Politiker geschrieben. Auch Polybios hat als handelnder Politiker das Rom kennengelernt, dessen Größe er als erster schon gelehrt hat. Und die Leidenschaft des halb archaischen Lateins des Sallust ist ebenso von der Absicht des beteiligten Staatsmanns genährt wie die propagandistische Sachlichkeit der Berichte Julius Cäsars. Tacitus ist schon mehr Zuschauer, aber ein Wissender. Wenn man aus der antiken Geschichtsschreibung die Maxime ableiten wollte, daß nur der Mithandelnde Geschichte seiner Zeit und überhaupt Geschichte schreiben könne, dann wäre es um die deutsche Geschichtsschreibung übel bestellt. Denn im Unterschied von England, Frankreich, auch Italien, ist bei der Verfassung des deutschen politischen Lebens kaum einer unter den deutschen Historikern, der als mächtiger Politiker mitgewirkt und

als solcher das Leben des Staats und seiner Persönlichkeiten in Herz und Gedärm kennengelernt hat. Es war doch der Lebensschmerz Mommsens, daß er seine politische Leidenschaft in ohnmächtiger Opposition verpuffen lassen mußte.

Wie man aber zwischen Wissenschaft und Politik vermitteln kann, das lehrt doch das Leben unseres Sechzigers. Daß er in Wien, in Danzig und in Paris teilgenommen hat an der lebendigen Politik Europas, das war vielleicht ein besonderes Geschenk eines gütigen Schicksals, das nicht gleich einem andern in den Schoß fällt. Aber daß er sich als Gelehrter von seinem Studierzimmer getrennt hat, um seine Zeit an die Händel der Welt zu verlieren, das ist für die Deutschen ein Vorbild, denen es so schwer fällt, die Gesetze der Demokratie, die sie nun einmal haben, zu erfüllen.

Um aber nach einem alten Stilgesetz diese Glückwunschbetrachtung ebenso zu beschließen, wie sie begonnen hat, so ende ich auch mit einem Reiseerlebnis. Wir sind vor nicht ganz zwanzig Jahren an einem schönen Spätsommertag von Genf nach Burgund gefahren, um romanische und gotische Kathedralen zu besuchen. Von der einen zur andern verlockt, gerieten wir planlos immer tiefer in das herrliche Land. Die letzte Kirche besichtigten wir bei schon einbrechender Dämmerung. Nachher überraschte uns in einem unansehnlichen Estaminet eines unansehnlichen Dorfes die junge Wirtin mit einem vortrefflichen Abendessen, dessen ersten Gang eine ausgezeichnete Krebssuppe bildete. Ueber dieser, den folgenden Gängen und dem dazu gehörenden Pommard wurde es Mitternacht, bis wir aufbrachen. Wir hatten einen weiten Weg zurück. Als Sie, selbst chauffierend, den Wagen auf hohe Touren brachten, sprachen Sie mir Vertrauen zu, denn Sie hätten mit ihm ein Semmeringrennen gewonnen. Auch dies gehört zu Ihrem Bilde. Wir kamen in Genf an, als es schon tagte.

Die ganze Nachtfahrt hindurch unterhielten wir uns. Damals war ich nahe an den Sechzig. Aber mir ist, als sei ich in jener Nacht ein Knabe gewesen, der das Glück genießt, daß ein Gleichdenkender sich ihm ganz erschließt. Den ganzen Reichtum Ihres goetheschen Mittlerwesens ließen Sie auf mich niederströmen. Mir war, als sprächen die Sterne der Nacht mit.

Sie haben so viele Freunde auf der Welt, daß ich unter ihnen ganz verschwinde. Aber wenn mich jemand fragt: «Wer ist der europäischste Mensch heute auf der Welt?» dann nenne ich Sie, verehrter Freund. Ich opfere an diesem Geburtstag dankbar Ihrem Genius, und begrüße Ihr neues Jahrzehnt, auf daß Sie weiter vielen sein mögen, was Sie mir in jener unvergeßlichen Nacht gewesen sind.

Salzburg, im August 1951.